Die Ludlamshöhle.

Es war die Zeit, als nach der endlichen endgültigen Niederwerfung Napoleons die Welt aufatmete und die Menschen sich anschickten, den Frieden zu genießen. Kunst, insbesondere Musik und Theater, konnte sich wieder Geltung verschaffen, die Geselligkeit konnte gepflegt werden. Da — im Jahre 1816 — geschah es in Wien, das ja nicht nur die österreichische Kaiserstadt ist, sondern die Hauptstadt des Reiches der Gemütlichkeit und harmlosen Frohsinns: ein Kreis von frohen Menschen, die der Bühne, der Literatur oder jener Gesellschaft angehörten, die am harmlosen Witz und Humor Freude haben, fand sich zusammen, um nach des Tages Last und Mühen allerlei Fastnachtsulk zu treiben, aber nicht nur in der Faschingszeit.

Erst waren es nur ein paar Leutchen, die an einem für sie in einem Gasthaus reservierten Tisch Platz nahmen, später, als sich durch das frohe Treiben der lustigen Gesellen ein besonderer Raum nötig machte, erbot sich der Wirt des betreffenden Lokals, in dem sie zusammenzukommen pflegten, ihnen ein Zimmer für ihre vergnügten Kneipabende einzuräumen, und da diese neue Herberge nur ein fensterloser, durch einen offenen Mauerbogen von der allgemeinen Gaststube getrennter Raum war, nannten ihn die frohen Gesellen eine Höhle, und zwar, weil just an jenem Abend, da sie zuerst darin hausten, im Theater an der Wien Oehlenschlaegers Drama „Die Ludlamshöhle" gegeben wurde, nach diesem Stück, und nach dem Raum nannten sie ihre Vereinigung Ludlamshöhle.

Diese Ludlamshöhle ist in vieler Beziehung zweifellos merkwürdig. Sie ist's, weil sie ein Spiegelbild des Wiener Lebens nach den deutschen Befreiungskriegen war. Es gibt kaum ein Memoirenwerk eines Wieners aus jenen Tagen, das nicht das Leben und Treiben in der Ludlamshöhle schilderte. Besonders eingehend taten dies der Schauspieler Heinrich Anschütz und der Schriftsteller C. J. F. Castelli. Zahlreiche Künstler und Schriftsteller, die sich in Wien vorübergehend aufhielten, erzählen von jenem lustigen Kreise, so Holtei, August Lewald und viele andere.

Und dies war dann der Anlaß, daß sich nach dem Vorbilde der „Ludlamshöhle" zahlreiche andere Gesellschaften in vielen Orten bildeten, so in Berlin die „Mittwochsgesellschaft", der „Tunnel oberhalb der Spree", in München „Old England", in Wien selbst entstanden später zahlreiche Gesellschaften („Grüne Insel", „Soupirium", „Baumannshöhle"), die als Tochtergesellschaften der Ludlamshöhle anzusehen waren, vor allem aber eine Gesellschaft, die sich sehr genau nach dem Muster des Wiener Vorbildes im Jahre 1859 in Prag bildete, und ihre Fäden über ganz Deutschland und Oesterreich wob und noch heute allerorten blüht: die „Schlaraffia". Und so war denn die Ludlamshöhle, obwohl sie nur die kurze Spanne Zeit von zehn Jahren bestand, als Nährmutter des künstlerisch-geselligen Lebens in Oesterreich und Deutschland sogar von einigem kulturhistorischen Interesse. Ihre Ende aber hatte sogar einige politische Bedeutung.

Wer in Wien in jenen Tagen nur einiges künstlerisches oder literarisches oder im geselligen Leben Ansehen genoß, fand sich in der Ludlamshöhle ein. Jeder bekam einen scherzhaften Namen. So hieß der Dichter Deinhardstein „Sansmestill (San's mir still) von Disputirowat", weil er sehr gern und sehr heftig disputierte, weshalb auch sein Name in dem Chore enthalten ist, den sämtliche Ludlamiten anstimmten, wenn die Geister zu hitzig aufeinanderzuplatzen drohten:

„Schdad! Schdad! Schdad!
Sans me still von Disputirowat!
Schwätzet nicht gar so viel,

Traut nicht dem Zungenspiel — wudidlhe, wudidlhe wudidlhe!" Dieser unsinnige, von Moscheles komponierte Chor soll niemals seine Wirkung verfehlt haben.

„Saphocles der Istrianer" wurde der am Ister geborene Dichter der „Sappho", Grillparzer, genannt. „Voran der Geharnischte" war Friedrich Rückert, der allen Dichtern an Begabung voran war, und dessen „Geharnischte Sonette" eben Aufsehen erregt hatten. „Witzbold der Unbeller, Ludlams Lapis infernalis" war Saphir, „Agathus, der Zieltreffer, Edler von Samiel", war Karl Maria von Weber, dessen „Freischütz" (Agathe, Samiel usw.) eben aufgeführt worden, „Hudltei, Schirmherr der Abruzzen" war Holtei genannt worden, weil er in Breslau eine Kunstreitergesellschaft mit dem Spektakelstück „Die Räuber in den Abruzzen" hatte auftreten lassen wollen. Oft war wohl der Witz dieser Namen gesucht; aber es lag Absicht darin. Möglichst fremdartige Namen sollten dort vernommen werden; allen Nationen sollte in der Ludlam Sitz und Stimme gewährt werden. So fanden sich denn folgende Namen vor: „Salami dei Sardelle, Conde di Salada, Prinzipe di Riforsco" — „Ting Tang Ping Pung Pang Paff Gschladt" — „Niederisty Starost Pomeransky d'Austria" — „Tandertan Bassa von Mondschein, Punscheffendi" — „Lord Plauting" usw. usw.

So war die Ludlam, wie Holtei sagt, in gewisser Beziehung das Merkwürdigste geworden, was Wien darbot. Für alles andere, was in Wissenschaft und Kunst, in aristokratischer Pracht und Fülle des Volkslebens, in Instituten und Palästen dem Fremden anstaunenswert und bewunderungswürdig entgegentritt, gibt es in anderen Städten der Welt Vergleiche und Aehnlichkeiten; für die Ludlam gab es nichts. Sie war einzig in ihrer Art und konnte nur in Wien bestehen. „Nur in Wien konnten ernste Männer in solchem Grade Kinder mit Kinder werden; nur in der größten Stadt Deutschlands, wo auf deutsche Gründlichkeit wälsches Blut gepfropft ist und heiter durch die Adern rinnt, konnte dieses Bündnis gegen deutsche Kleinstädterei ins Leben treten".

Von Politik und Geschäften durfte in der Ludlam nicht gesprochen werden, wohl aber von Wissenschaft und Kunst. Reden und Aufsätze aller Art wurden vorgetragen und vorgelesen, nur durften sie nicht langweilig sein. Ja, sogar fünf Zeitschriften erschienen in der Ludlamshöhle, die Saphir, Ignaz Jeitteles, Castelli und andere redigierten, und die in dem Maler Eugen von Stubenrauch („Ludlams Knödel - Hogarth") einen witzigen Illustrator fanden. Dichter und Komponisten vereinigten sich zur Lieferung fröhlicher Chorlieder, und sogar eine Tragitomödie in drei Akten, jeder dieser Akte von einem anderen Dichter geschrieben, erschien unter dem Titel: „Wahnsinn oder Stockfischfang oder die Titel in Lebensgefahr".

Als Vorsteher der Ludlam, mit der Bezeichnung „Khalif", wurde der Hofschauspieler Schwarz gewählt, der ein zinnoberrotes Gesicht hatte, weshalb sein und dadurch auch der Ludlam Wahlspruch war: „Rot ist Schwarz und Schwarz ist Rot". Da er ein starker Raucher war, erhielt er den Namen „Rauchmer der Cigarringer". Als Bestimmung bei der Wahl des Khalifen wurde der Grundsatz aufgestellt, es sollte der Dümmste gewählt werden, und er mußte eine Tochter haben. Schwarz erklärte, er könne beide Bestimmungen erfüllen. Die Mitglieder der Ludlam wurden Körper genannt, die sonstigen Besucher Schatten, deren Namen erst einige Zeit auf der Ludlamstafel stehen mußten, ehe sie zu Mitgliedern gewählt wurden und nun auch Körper waren. Vorher mußten sie freilich eine Prüfung bestehen. Die drei Professoren der Ludlamsgeschichte, der Ludlamsfinanzen und der Frivolitätswissenschaft stellten ein scherzhaftes Examen mit ihnen an.

Hatte irgendein Vortragender Unsinn gesprochen, sich in der Rede übersturzt oder sonst Unwillen erregt, so stand der Chorführer der Ludlam, der Hofschauspieler Heinrich Anschütz, und mit ihm der gesamte Kreis der Ludlamiten auf, und auf ein vom Chorführer gegebenes Zeichen deklamierte die Gesellschaft:

„O Hansewurste!
Hansewurste!
Du dummer Mensch,
Was sprichst du da?"

„Dieser Chorus", so erzählt Castelli, „wurde so gleichstimmig in Ton und Fall, mit solchem Pathos, und besonders die letzten Worte so blitzzackig (ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck dafür) deklamiert, daß ihn selbst Urludlamiten, welche ihn doch schon mehrere hundert Male gehört hatten, noch immer nicht ohne Lachen hören konnten".

Und diese harmlose, lustige Gesellschaft — wurde — wer hätte es für möglich gehalten! — polizeilich aufgelöst. Kurz vorher, es war im April 1826 — war bestimmt worden, wegen Abreise eines Mitgliedes die nächste Versammlung auf Freitag anzuberaumen, und dies war in der den Ludlamiten eigenen mystischen Weise mit den Worten: „Freitag ist Samstag" auf der schwarzen Tafel verkündet worden. Am 26. April zogen sämtliche Polizeikommissare Wiens, nachdem die Gesellschaft mitternachts 12 Uhr ihr Lokal verlassen, dorthin und nahmen alles genau in Augenschein, als ob ein Mord begangen wäre. Mit größter Vorsicht trug ein Beamter die schwarze Tafel mit den geheimnisvollen Worten fort, damit nur die verdächtige Schrift nicht verwischt werde. Am anderen Morgen 6 Uhr drangen bei jedem der bedeutenderen Mitglieder zwei Polizeikommissare in die Wohnung, um alsbald ein Verhör vorzunehmen und ihnen Hausarrest aufzuerlegen. Haussuchungen wurden angestellt, nur der Dichter Zedlitz, der als ehemaliger Offizier, mit dem Verlangen, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, die Polizei einzuschüchtern wußte, war von der Haft befreit.

Das komischeste waren die Verhöre; die Beamten selbst konnten kaum ihren Ernst wahren. Man fragte Schwarz, den Khalifen: Was hat der Ludlamsspruch: „Schwarz ist rot und rot ist schwarz" zu bedeuten?" (Diese Farben, die des Carbonarismus, hatten zumeist den Verdacht der Behörden erregt.) Schwarz antwortete: „Wer bin ich?" „Sie sind Herr Schwarz!" — „Ich bitte den Herrn wegzulassen." — „Nun also, Sie sind Schwarz!" — „Und wie sieht mein Gesicht aus?" — „Stark gefärbt". — „Nein, ich bitte ohne Umschweife die Farbe zu benennen". — „Also rot." — so sehen Sie ja selbst, daß Schwarz Rot und Rot Schwarz ist". — „Aber warum sind Sie das Oberhaupt der Ludlamiten?" — Schwarz zögerte mit der Antwort. Nach längerem Drängen erklärte er endlich: „Nun denn, wenn ich durchaus die Wahrheit sagen muß, so erfahren Sie, daß ich Khalif ward, weil ich in der Gesellschaft der Dümmste war und eine Tochter hatte". — Natürlich folgte ein allgemeines, schallendes Gelächter.

Ignaz Jeitteles, der sehr witzige Aesthetiker — er hatte wegen der schweren Verständlichkeit seiner Schriften den Namen: „Der Unbegreifliche" — bemerkte beim Verhör, er wisse gar nichts von der Gesellschaft, da er sie lange nicht besucht habe. „Weshalb sind Sie fortgeblieben?" — „Ich hatte eine Schlechtigkeit entdeckt!" — „Was war das für eine Schlechtigkeit?" — „Das sage ich nicht, ich möchte niemand schaden". — „Sie müssen aussagen. Man wird Sie zwingen!" — mit größtem Ernst: „Das Bier war nicht mehr zu genießen. Ich wollte den Wirt in seinem Gewerbe nicht schädigen. Ich bitte, machen Sie keinen Gebrauch von meiner Mitteilung!"

Da die Verhöre nichts, aber auch nichts Verdächtiges ergaben, so wurde schließlich die Untersuchung eingestellt. Aber die Schriften der Ludlam wurden polizeilich konfisziert, der Gesellschaft aber gestattet, sich in Anwesenheit eines Polizeikommissars wieder zu versammeln. Dafür wurde jedoch mit dem Bemerken gedankt, daß wohl der Kommissar kommen könne, die Gesellschaft aber werde ausbleiben. Und sie blieb aus; die Ludlamiten kamen niemals mehr zusammen. Bauernfeld schreibt: „Die Ex-Ludlamiten liefen traurig vereinsamt umher und klagten bitter, daß ihnen von Staatswegen untersagt worden, Dummheiten zu sprechen und zu schreiben. Einige wurden aus Verzweiflung darüber gescheit — die meisten aber alt".

Weshalb aber war die Untersuchung gegen die Ludlam eingeleitet worden? Bei einem Schauspieler, der sich in Rußland in eine Verschwörung hatte verwickeln lassen, hatte man einen humoristischen, auf einer Speisekarte ausgefertigten Ludlamspaß gefunden und hatte diesen nach Wien geschickt, mit der Bitte um Aufklärung. Dies hatte dem Wiener Polizeichef, dem übereifrigen Hofrat Persa, genügt, jene Untersuchung einzuleiten. Man war damals ungemein gefällig gegen das allmächtige Rußland und wollte diesem den Eifer bezeugen.

Die Ludlam wurde übrigens gerächt: jener Hofrat Persa machte sich durch mehrere solcher Ungeschicklichkeiten bald so lächerlich und unmöglich, daß er sich durch einen Sturz aus dem Fenster das Leben nahm. Er war kein Mitglied der Ludlamshöhle gewesen, deren Jünger vielzuviel Frohsinn und Gemütlichkeit in sich aufgesogen hatten, um so traurig zu enden.

In Butta.

Himmel, Hölle, Schwiechamutta!
Mensch, bin ick zusammjeklappt:
3 Emm 60 for die Butta
Hob ick reilich mal berappt!

Wat zu vill is, is zu ville!
Mensch — det hat mir tief verletzt!
Na, nu habn se — sei nun jitlich,
Ja'n Höchstpreis festgesetzt.

Zwee Mark funfzig — och noch salzich,
Doch nicht jar so unverschämt;
Hoff'n wa, det der Preis nu bald sich
Wieda abwärts mal bequemt!

Les' ick so von Hadenburchen
Und von Madensen — oho! —
Zlätten sich die Unmutsfurchen —
Trotz der Butta bin ick froh.

Mensch — und kloob ick mir mein Futta
Bei Jeheimrats aus'm Müll —
Unsre Sache ist in „Butte",
Kost ooch Butta noch so vill!

— Auch der Winter hat seine Schönheiten. Trude: „Seht nur, was der hübsche Leutnant für einen bereiften Schnurrbart hat".

Else: „Entzückend, diese Winterherrlichkeit!"

— Der Zweifler. „Fräuln Tinnerl, Fräuln Tinnerl, da steigt uns schon die längste Zeit ein Leutnant nach. Jetzt möcht ich nur wiss'n, wem das gilt, Ihnen oder mir!"

— Sehr klar. Herr: Wie steht's denn bei Ihnen in der jetzigen Kriegszeit auf dem Lande mit der Beleuchtung?

Bauer: Gut.

Herr: Woher bekommen Sie denn Ihr Licht?

Bauer: Von draußen durch die Fenster.

— Den Beweis nicht schuldig geblieben. Reservist: Ich möchte den Herrn Hauptmann um acht Tage Urlaub bitten.

Hauptmann: Jetzt, wo wir vor großen Ereignissen stehen? Hat er vielleicht keinen Mut?

Reservist: Mut, Herr Hauptmann? An dem fehlt mir's nimmer.... Gestatte gehorsamst zu bemerken, daß ich den Urlaub zur Kriegstrauung mit einer dreimal Geschiedenen benutzen will.

Gutgemacht.

Von Fritz Müller.

Ich habe die Geschichte von ihm selber. Sie muß wahr sein. Solche Sachen werden nicht erfunden. Die werden erlebt.

Aber ich will ihn selber sprechen lassen:

Das war damals, als ich das erste große Bild verkauft hatte. Es war ein netter Preis für einen, der ins Bilderrennen gerade eingetreten ist. Und es langte für eine Rizzareise und, auf der Rückfahrt, auch noch knapp zu einem Abstecher nach Paris. Die Riviera und die Seine, das waren zwei alte liebe Wünsche von mir und meinem Pinsel.

Eine blaue, neue Welt trank ich dort unten in mich ein. Und fleißig war ich auch. Mit einem Wort, ich war mit mir zufrieden. So zufrieden, weißt du, daß mich der Hafer einen Tag vor meiner Abfahrt stach, so daß ich der Spinne, die auf dem Felsen von Monte Carlo sitzt, ins goldene Garn lief.

„Wie? Verloren? Nein, nein, ich hatte Glück — ich entlief der Spinne wieder und nahm noch ein paar Fäden ihres goldenen Garnes mit.

Wie — wieviel? Na, tausend Franken etwa hab' ich mir erbeutet. Das nahm ich nach Paris mit. Nein, nicht zum Verjuxen. Ich habe es besonders eingewickelt. Es kam mir vor, als sollte ich's nicht mit dem anderen Gelde mischen. Was man sich mit der Arbeit holt und das, was mir ein blinder Zufall in den Schoß wirft, das sind auch schließlich zwei verschiedene Dinge, die sich nicht vertragen — nicht?

Dann streifte ich recht wohlgemut durch die Franzosenstadt. Nein, nicht durch Museen, unsereins lernt in Paris auf Straßen ganz erheblich mehr als in Museen, weißt du. Auf den Straßen von Paris bist du umsprüht von Grazie, von Esprit, mit einem Wort, vom Leben, vom ganz besonderen Leben Galliens, das uns Schweizern eingeht wie Champagner. Dies Leben also, die Linien dieses Lebens brauchte ich für meine Augen. Und du gibst mir zu, nicht wahr, es ist ein Unsinn, alles das aus zweiter Hand von Bildern in Museen zu beziehen, wenn's mir aus erster Hand die Straße reich und willig zuwarf.

Einmal stand ich auch am Nordbahnhof. Unter dem schmutzigen Hauptportal —, weißt du, — für Bahnhofsauberkeit gibt's keinen Sinn in Frankreich, — und studierte das Gewoge. Es war ein buntes Bild. Merkwürdig, dachte ich, wie selbst in der Bahnhofhatz die Gallier ihre Grazie nicht verlieren. Nicht einmal, wenn ihnen der Zug eben vor der Nase weggefahren ist. Das will was heißen, weißt du. Aus solcher Haltung sprechen ganze Bände überlieferter Kultur.

Wie ich an das denke, höre ich mit einem Mal dicht neben mir ein deutsches eiliges Geflüster.

„Hör mal, Oskar, das ist aber teuer."

„Ja, zahlen werden wir's wohl müssen, meine Liebe, das ist nun so 'ne Sache, weißt du."

So 'ne Sache? So 'ne Sache? Es klang mir so vertraut ans Ohr, so sonderbar vertraut. Nein, nicht die deutschen Laute mein' ich — die sind nichts besonderes in Paris — die Worte meine ich, die Worte. Irgendwo aus der Jugendzeit klangen sie mir herauf.

Aber ich konnte die Sprechenden nicht gleich sehen. Sie standen hinter einem Pfeiler. Gemächlich schob ich mich herum und sah ein deutsches Ehepaar, das mit einem Gepäckträger unterhandelte.

Jetzt sah ich auch dem Landsmann ins Gesicht — kein Zweifel, das war mein alter Lehrer für Französisch. Und die Frau an seiner Seite war die Gattin.

Blitzgleich trat mir eine Unterrichtslektion vors innere Gesicht: Wir übersetzten „A travers Paris". Der alte Lehrer sagte: „Ich kann's euch leider nicht aus eigenem Erleben schildern — ich war nicht in Paris. Aber," fügte er ein wenig zögernd zu, „Schiller war auch nie in der Schweiz und hat doch den Tell geschrieben...." Und dann fing er doch zu schildern an, unser Französisch-Professor. So farbig, so lebendig, die Madeleine, die Boulevards, den Louvre und Versailles, daß wir uns baß verwunderten, wie man nur aus Büchern die Begeisterung bekommen könne.

Das alles fiel mir ein. Und noch das eine: Nun hat er in späten Jahren doch den alten Herzenswunsch befriedigt, nun war er in Paris. In späten Jahren, sag ich, denn es ist schon eine hübsche Weile, daß ich auf der Schulbank saß.

Ob er mich wohl noch kennen würde?

Langsam ging ich, halb mechanisch, hinter den beiden alten Leutchen her, die ihrerseits folgsam hinter dem Kofferträger hermarschierten. Und der war es, daß mir die Erinnerung eine andere Episode aus entschwundenen Zeiten ins Bewußtsein schnellte:

Wieder in der französischen Stunde war es. Wieder stand der alte Lehrer am Katheder und stellte Fragen auf Französisch. „Konversation" stand auf dem Stundenplan. Und das war seine schwache Seite, weißt du. Kein Wunder übrigens bei der früheren Ausbildung unserer Neusprachler. Die lernten nie das Land und die Bewohner kennen, deren Sprache sie uns doch vermitteln sollten. Regeln und Grammatik, das war alles, was sie selbst erhielten. Nun kam die neue Strömung. Nun wurden die jungen Lehramtskandidaten in das fremde Land geschickt. Nun hieß es, eine fremde Sprache müßte in der Schule auch im Fluß gesprochen werden. Wie konnten da die alten Lehrer geben, was sie selbst nicht hatten?

Das seh ich heute alles ein, natürlich. Aber damals — unerbittlich wie die Jugend einmal ist — damals vermerkten wir es hämisch, daß unser „Alter" seine Fragen auf Französisch präparierte und sie in der Klasse dann von einem Zettel ablas.

Nun kam eines Tages Besuch ins Klassenzimmer. Ein fremder Herr mit dem Inspektor. An der Tür gab's eine steife und umständliche Vorstellerei.

„Du," sagte der mein Nebenmann zu mir, der ich an der Ecke vorne saß, „du, hol den Fragezettel vom Katheder." Dabei schubst er mich ein wenig. Und ich — ich mache einen Schritt und einen Handgriff — der Fragezettel war in meinem Fach verschwunden.

Die Besucher hatten Platz genommen. Der „Alte" griff mechanisch nach dem Zettel — suchte — suchte — ich werde die hilflos glänzenden Augen nie vergessen.... Um es kurz zu machen, es gab ein Fiasko, einen Skandal und ein halb gebrochenes Professorenherz.

Das schoß mir alles sehr viel rascher durchs Gehirn, als ich's dir erzählen kann. Und auch das, daß ich's im Rest der Schulzeit nicht mehr gut zu machen wußte, trotzdem mir's nachging. Ich kam mir plötzlich mächtig schlecht vor, wie ich nun hinter den beiden alten Leutchen herging, die sich so rührend an den Händen hielten und Paris bestaunten.

Da sah ich, wie der Koffermann die beiden eigenmächtig in ein prächtiges Hotel hineinführte. Ich laß mich hängen, dachte ich, das wird er niemals zahlen können. Ich gehe nach. Da stehen sie im Vestibül und sprechen mit dem Hoteldirektor. Es war ein ungleiches Gespräch: wie ein Wasserfall sprach der Hoteldirektor, während es sich von meines alten Lehrers Lippen nur in grammatischen Tropfen rang.

„Une chambre à deux, ça coute cinquante francs, diner et souper compris."

„Cinquante francs? Cinquante francs?" Und mein alter Lehrer hatte wieder die hilflosen Augen von damals.

„Was sagt er, Oskar?" stupfte ihn seine Gattin, „wieviel will er haben?"

„Ja, das ist nun so 'ne Sache," gab er ihr verlegen zurück, „aber weißt du, vielleicht ist es für eine Woche?" setzte er hoffnungsvoller hinzu.

„Was für eine Woche? Wieviel für eine Woche?" sagte sie geschwind. Aber er sprach schon auf Französisch auf den Hoteldirektor ein. Wie dicke schwere Tropfen fielen diese Worte. Ach, wie gut ich diesen Tonfall nach von der Klasse im Gedächtnis hatte.

„C'est pour une semaine, n'est-ce pas, Monsieur le directeur?"

Der Hoteldirektor lächelte. Eben rundete sich sein Mund zu einem überlegen mitleidigen „Mais non, c'est par jour, Monsieur."

Da hörte ich in meiner Brieftasche die Banknoten von Monte Carlo knistern und vermengte es in meiner Einbildung mit dem anderen Knistern eines geraubten Fragezettels — blitzschnell machte ich von hinten dem Hoteldirektor ein Zeichen, eins, das begleitet war von einem energischen Kopfnicken — und, siehe, er verstand — ach, was verstehen sich die Franzosen leicht auf Zeichen:

„Oui, Monsieur," sagte der Hoteldirektor mit vollendeter Höflichkeit, „c'est par semaine et — et — tout compris."

Und nun begann ein eilig fröhliches Gespräch zwischen den beiden Alten:

„Ei, hab' ich dir nicht immer gesagt, es ist gar nicht so teuer in Paris — das ist so 'ne Sache, weißt du, Frau — man kann ganz famos und billig leben hier — man muß nur in die rechten Hände kommen..."

„Alors, Monsieur le directeur," brachte mein Professor wieder langsam heraus, „nous y resterons deux semaines."

Und dann stiegen sie vergnügt und selig die teppichbelegte Hoteltreppe hinan. Während ich inzwischen bei dem lächelnden Hoteldirektor folgende Differenz beglich:

2 Wochen, gleich 14 Tage, zu Fr. 50—	Fr. 700.—
2 Wochen zu Fr. 50—	Fr. 100.—
	Fr. 600.—

zu meinen Lasten.

Nun, es hat denn für mich auch noch ganz gut zu diesem vierzehnten Tage gereicht. Und ich habe für Kopf und Skizzenbuch eine nette Ernte hereingetan von dieser schillernden Wunderstadt. Und nicht einmal bin ich den beiden alten Leutchen in der Stadt begegnet. Sie sind nach Reiseführern umhergetrappelt, denk ich. Aber schließlich, als es an die Rückfahrt ging, da hat es ein Zufall gewollt. —

Wie? Na ja, sagen wir also, da hat es ein halber Zufall gewollt, daß wir alle drei im gleichen Wagenabteil aus dem Gare du Nord aus den Toren von Paris Deutschland zudampften.

Da hat er mich auch bei einiger Nachhilfe wieder als seinen alten Schüler erkannt. Und eine richtige Freude hat er dabei gehabt. Und von Paris haben sie mir erzählt: was sie alles gesehen hätten, und wie sie es gesehen hätten:

„Denken Sie, denken Sie, nun bin ich doch noch in meinen alten Tagen in Paris gewesen!" rief er.

„Und wie gut wir aufgehoben waren in dem schönen Hotel!" sagte sie dazwischen.

„Ja, das ist nun so 'ne Sache," sagte er ein wenig überlegen, „man muß nur wissen, wo man hinzugehen hat, dann ist es in Paris gar nicht teuer, wirklich gar nicht teuer."

„Es war aber auch gut bei dem schmalen Stipendium, Oskar!" setzte sie hinzu.

„Na, ja, na ja," sagte er „aber im Grunde ist es in Paris nicht teurer als in Bernburg."

„Und dabei haben wir prächtig gewohnt, sag ich Ihnen," wandte sie sich an mich, „und das Essen, sag ich Ihnen, das Essen — nein, so gut haben wir doch nie gegessen, Oskar, das mußt du selber sagen?"

„Ja, das ist nun so 'ne Sache," sagte er voller Heiterkeit.

„Und so aufmerksam war die Bedienung, nicht?"

„Ja, bis zuletzt — da müssen sie mit dem Trinkgeld nicht ganz zufrieden gewesen sein," wandte er nachdenklich ein.

„Und wir haben doch zehn Prozent bezahlt, wissen Sie," sagte sie zu mir, „zehn Prozent, wie es im Reisehandbuch vorgeschrieben ist."

„Aber vielleicht habe ich mich auch nur getäuscht," sagte er schon wieder optimistisch, „im ganzen, muß ich sagen, im ganzen kann ich das Hotel nur empfehlen, ich werde nicht verfehlen, wenn ich heimkomme —"

Da erkundigte ich mich geschwind und scheinheilig nach dem Namen des Hotels. Und als ich ihn hörte, schlug ich meine Knie und sagte:

„So, so, da sind Sie gewesen, da haben Sie aber Glück gehabt, ich kenne das Haus zufällig — es wird im nächsten Monat abgerissen und ein Kaufhaus hingebaut — jawohl, ein Kaufhaus."

„Schade, schade," meinte der Professor, „und ich hätte so gerne im Philologenverein auf das Ding aufmerksam gemacht — schade — schade — hm, das ist nun so 'ne Sache.."

Und dann sprach er wieder von Paris, vom Louvre, von Versailles, vom Eiffelturm ... und seine Augen glänzten. — Aufmerksam hatte ich der Erzählung meines Freundes zugehört. Jetzt schwieg er. Und dann fragte er mich ein wenig unsicher:

„Was meinst du nun? Glaubst du, ich habe damit die Sache von damals wieder gutgemacht?"

„Hm," sagte ich, „das ist nun so 'ne Sache."

Der Hering.

Deutscher Aufsatz des Sextaners Paulchen.

Der Hering ist ein sonderbares Geschöpf. Er hat Milch, ist aber kein Säugetier, und legt Eier, ist aber kein Vogel, sondern ein richtiggehender Fisch. Nichtsdestotrotz hat er schon manchen Kater verjagt, denn das ist sein idealer Lebenszweck, wie er sich überhaupt um die Medizin durch Bekämpfung der akuten Alkoholvergiftung unvergängliche Verdienste erworben hat. Er lebt in Herden, die aber nicht gehütet werden. Wenn er alt wird, so riecht er abscheulich. Setzt man ihm ein „E" vor, so erhält man einen Ehering. Deshalb ist es besser, die Hände davon zu lassen. Es gibt grüne Heringe, die man so nennt, weil sie schön silbern aussehen; Salzheringe, so genannt, weil man kein Salz dazu braucht; Bücklinge, die selbst nicht wissen, weshalb sie so heißen; marinierte Heringe, die mit Vorliebe bei der Marine gegessen werden, und andere Sorten, die ebenfalls all sehr gut sind. Doch ich muß mich kurz fassen, da mein Schreibheft bald zu Ende ist. Der Hering verdient in jeder Form unsere volle Sympathie, sei es als Frühjahrsgemüse, d. h. als Matjes mit Pellkartoffeln, oder als Heringssalat, der in Verbindung mit einer Silvesterbowle selbst den schlechtesten Menschen gut schmeckt. Ja, man kann mit Recht behaupten, daß der Mensch, der noch nicht am Neujahrsmorgen mit inniger Dankbarkeit der segensreichen Einrichtung des Herings gedacht hat, überhaupt nicht verdient, ein Mensch zu sein.

Im Altertum war der Hering, soviel ich mich erinnern kann, den Göttern geweiht. Möglicherweise verwechsle ich ihn aber mit einem anderen Tier. Verdient hat er es jedenfalls.

— Ja so! A.: Bei Ihnen daheim ist's jetzt in Kriegszeiten also sehr still?

B.: Ja! Meine Frau ist nämlich verreist.